Georgie Hall

Einatmen, ausrasten

Georgie Hall

Einatmen, ausrasten

Roman

Aus dem Englischen
von Corinna Vierkant

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit

- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

MIX
Papier
FSC® C083411

ISBN 978-3-86493-182-6

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Paperback
© 2021 by Georgie Hall
© der deutschsprachigen Ausgabe 2021 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Quadraat Pro
Satz: LVD GmbH, Berlin
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

Prolog

Der Krach um den Hund

Unsere Hündin Arty ist vor zwei Wochen gestorben. Sie war sechzehn, also über neunzig in Hundejahren, wie uns der Tierarzt freundlich erklärte, als er kam, um sie einzuschläfern. Es war ein würdevoller Abgang. Sie war bereit zu gehen, aber die Familie war am Boden zerstört. In jener Nacht haben wir alle hemmungslos geweint. Seitdem versuche ich, mir meine Tränen heimlich fortzuwischen. Großer Gott, ich vermisse sie. Sie war einer von den Hunden, die kommen und sich an einen schmiegen, wenn man traurig ist, ein Sinnbild von Sanftmut und Geduld. Sie blieb selbst bei mir, wenn ich wütend war – was ich dieser Tage oft bin – und ließ es über sich ergehen, obwohl es auch daran liegen könnte, dass sie zum Ende hin viel schlief und praktisch taub war.

Wir räumten ihren Korb, ihr Spielzeug und ihre Näpfe in die Garage. Gestern liefen wir ihre Lieblingsrunde am River Leam, um ihre Asche zu verstreuen. Edward hatte einen Grabstein aus Legosteinen gebaut, und Summer trug ein Gedicht vor, das sie selbst geschrieben hatte. Heikel wurde es, als ein Jogger vorbeikam und der Wind gerade in die falsche Richtung blies, aber er nahm es mit Gelassenheit, als er verstand, dass es nicht Großvater oder Großmutter war, sondern nur ein Hund.

Nur Arty.

Ich musste mich mit aller Macht zusammenreißen, um der Fami-

lie den Anblick zu ersparen, am Flussufer in unkontrolliertes Schluchzen auszubrechen wie eine alternde Ophelia. Stattdessen versammelte ich meine Familie in einer Gruppenumarmung, wobei unsere Köpfe zusammenstießen wie bei einem Rugby-Gedränge, bedankte mich ein letztes Mal bei unserer geliebten alten Hundefreundin und nahm Abschied, dann entließ ich Mann und Kinder aus der peinlichen mütterlichen Zuneigungsbekundung, und wir machten uns auf den Heimweg.

Da schlug Paddy vor, dass wir auf der Stelle losziehen und uns einen Welpen besorgen sollten. Einen richtigen Familienhund, betonte er, als wäre Arty keiner gewesen. Summer stand außer Hörweite und nahm ein Selfie mit Trauermiene auf, und Edward hatte seine klangabsorbierenden Kopfhörer auf, also ignorierte ich den Vorschlag in der Hoffnung, dass Paddy den Wink verstand und die Sache fallen ließ.

Aber er kam später darauf zurück, als die Kinder im ersten Stock waren und wir auf dem großen Fernsehsofa saßen, zwischen uns eine schmerzhafte Arty-Lücke.

»Komm schon, Elz. Ich finde, wir sollten uns einen Welpen holen.«

Ich machte ihm klar, dass ich noch nicht so weit sei, und dabei kamen mir die Tränen und ich geriet in Panik, als würde uns dieser fremde neue Hund gleich angreifen. Paddy sagte, ich wäre ungerecht der Familie gegenüber, dass Edward einen Hund brauche (Humbug, Arty war ihm völlig egal, er will eine Schlange) und wie schön es doch wäre, einen Welpen im Haus zu haben. Er zog sein Handy raus, ging auf Ebay Kleinanzeigen, scrollte sich durch Welpenwürfe und erläuterte, wie sehr er diese oder jene Rasse schon immer gemocht hatte. Als ich ihm vorwarf, er würde klingen, als hätte er Arty in Wirklichkeit nie gewollt, meinte er, *niemand* hätte sie gewollt, bis wir sie aus dem Tierheim holten.

»Jedenfalls war sie immer mehr dein Hund als meiner«, sagte er zu meiner wachsenden Empörung, denn das war nie der Plan gewesen.

Ich weiß noch, wie heldenhaft und nobel wir uns vorkamen, als wir zum Tierheim marschierten, um dort unseren besten Familienfreund zu finden: Artemis, ein geflecktes Geschöpf, unbestimmbar in Alter, Rasse und Farbe, ein Ohr aufgestellt, das andere hängend, ein Auge blau, das andere braun, mit einem länglichen wurstartigen Körper auf feingliedrigen Beinen, einem weißen buschigen Schwanz und einem überwältigenden Verlangen zu lieben. Sicher war ich es, die sie fütterte und am häufigsten mit ihr rausging, also habe ich vielleicht wirklich eine Extraportion Hingabe bekommen, aber Arty hatte wahrlich genug für alle.

Und jetzt suchte mein Mann auf dem Handy nach einem neuen Hund, vorzugsweise einem, der mich ein bisschen weniger und ihn ein bisschen mehr lieben würde, um einen Ausgleich zu schaffen.

»Es wird dir gleich viel besser gehen, wenn du einen von denen hier knuddelst.« Er zeigte mir sein Handydisplay voller Cockerpoo-Welpen.

»Nein, wird es nicht!«, fauchte ich, und da begann unser Streit.

Der Krach um den Hund.

Nachdem ich mich gegen die sofortige Anschaffung eines neuen Hundes ausgesprochen hatte und er sich dafür, steigerten wir uns schnell in gegenseitige Anschuldigungen über allen möglichen Quatsch hinein, die in Paddys Behauptung gipfelten, ich würde ihn nicht mehr lieben. Ich schluchzte zu heftig, um es abzustreiten. Zumindest entschuldigte ich es damit.

Ich stapfte polternd nach oben ins Bett, und er blieb unten. Nach langem Weinen, einer vor Selbstmitleid triefenden Nachricht an meine beste Freundin Lou, die ich nicht abschickte, und drei Podcasts, denen ich nicht folgte, ging ich wieder nach unten und ent-

deckte Paddy schlafend auf dem Sofa vor dem Fernseher, über den eine Folge *Game of Thrones* nach der anderen flimmerte, ein endloser Strom aus wirbelndem Kunstpelz, Zöpfen und Blut. Ich bin mir nicht sicher, ob er meine Entschuldigung mitbekam, als er sich zombieartig ins Bett schleppte. Ich bin mir nicht sicher, ob er ganz wach wurde und meine Beteuerung hörte, dass ich ihn natürlich liebte.

Ich bereue es immer, wenn ich das Erstbeste rausschreie, das mir bei einem hitzigen Streit mit ihm durch den Kopf geht. Aber ich hatte ihm die Idee mit dem Hund noch nicht verziehen, und jetzt ärgerte ich mich, dass ich müde nuschelnd kapituliert hatte.

Ich lag bis zur Morgendämmerung wach und befand mich in Weltuntergangsstimmung, obwohl auch das nichts Neues ist (Hallo, Schlafstörung! Welchem Verhängnis widmen wir uns heute früh um fünf? O ja, Paddy verlässt dich, weil du so unverzeihliche Dinge gesagt hast. Oder wir nehmen dein Versagen, die Zukunft deiner Kinder zu sichern. Und wenn das nicht reicht, hätten wir noch die alte Sorge über den unerkannten Tumor im Angebot …) Das einzig Neue war, dass Arty nicht zu mir ins Bett gekrochen kam, um meine Tränen wegzulecken. Die liebe, sanftmütige Arty, die den Tod nicht fürchtete, während mir davor graute. Wird Paddy, so fragte ich mich, nach meinem Tod zum Handy greifen und darauf nach links und rechts herumwischen, um auch für mich Ersatz zu finden?

Arty ist tot, dieses treulose Stück, und ich vermisse sie schrecklich.

Ich will keinen neuen Hund.

Ein neues Leben wäre allerdings etwas ganz anderes.

1

Fahrzeit

Entschuldige!, hauche ich Paddy von unserem einen Auto aus zu und mache rückwärts die Einfahrt frei, damit er mit unserem anderen Auto an mir vorbeikommt und Edward zur Schule bringen kann.

Unser jüngerer Sohn hat etwas gegen den von der Gemeinde gestellten Fahrdienst zu seiner Förderschule, die eine Stunde Hauptverkehrszeit-Stau von uns entfernt liegt. Sein heutiger Aufstand vor dem Haus war der bisher heftigste, beobachtet von unseren neuen Nachbarn, die von einem Fenster im ersten Stock herunterspähten. Zum dritten Mal in Folge ist Paddy gezwungen, ihn morgens zur Schule zu fahren. Als Edward neben seinem Vater sitzt und winkt, die Kopfhörer auf den Ohren, sieht er aus, als hätte es die letzte halbe Stunde mit Kreischen, Beißen und Treten nie gegeben.

Paddy hebt mit versteinerter Miene die Hand zum Abschied, nicht weniger mitgenommen als ich. Wir lecken noch beide unsere Wunden nach dem Krach um den Hund und jetzt auch das noch. Er ist der Meinung, ich wäre zu nachsichtig mit Edward. Ich finde, er schreit ihn zu oft an.

Ich wünschte, ich könnte Edward heute fahren, aber ich muss in zwanzig Minuten bei der Arbeit sein und die Fahrt dorthin dauert eine halbe Stunde.

Ich stoße zurück in die Einfahrt, lasse den Motor laufen und hechte ins Haus, um meine Tasche für die Arbeit zu holen und Sum-

mer zu instruieren, deren Bus erst in einer Stunde geht. »Denkst du daran, den Zettel im Sekretariat abzugeben, sonst müssen wir Strafe zahlen? Und *bitte* sieh heute nach deiner verlorenen Jacke und der Kunstmappe. Und wirf die *Katze* aus deinem Zimmer, bevor du gehst.« Seit der siebten Klasse gebe ich ihr mehr oder minder die gleichen Anweisungen, ohne dass sich merklich etwas gebessert hätte. Jetzt ist Edward in der Siebten und sie im Abschlussjahr. Ich umarme sie. »Bis später, mein Schatz. Ich liebe dich.«

Sie entwindet sich mir. »Du musst nachfärben, Mum. Dein Scheitel ist bei M40.« Wir stufen meinen grauen Haaransatz nach Straßentypen ein, vom schmalen Anliegersträßchen über Landstraßen der Kategorie A und B bis hin zum gefürchteten Motorway.

»Ich halte es eben wie Bob Marley: ›I'm going back to my Roots.‹«

»Das ist so was von daneben!«

»Mist, war das rassistisch?«

»›Going back to my Roots‹ ist von Odyssey.« Summer und Paddy sind absolute Musikfachwissen-Nerds. »Und geschmacklos war es außerdem.«

»Hass mich nicht allzu sehr.«

»Ich bin ein Teenager. Ich bin moralisch verpflichtet, dich zu hassen.« Ihr Lächeln signalisiert, dass es als Scherz gemeint ist, aber wir wissen beide, dass sie es schmerzlich oft in ernstem Tonfall sagt.

»Ich hasse dich!«, waren zufällig die ersten Worte, die ich an meinen Mann richtete, obwohl es definitiv als Scherz gemeint war – und ich dabei lachte. Und diesen Adonis mit Mütze *anstarrte*, der gerade korrekt erkannt hatte, dass »Alright« von Supergrass und nicht von Blur oder Suede oder irgendeiner anderen der damals aufstrebenden Brit-Pop-Bands war. Ich hatte einen Zehner auf Pulp gesetzt, also das gesamte Barvermögen, das mir bis zum Ende der Woche für Lebensmitteleinkäufe blieb.

Es war ein Samstag im Februar 1995, einer jener grauen Tage, an denen es nie so richtig hell wird. Ich war seit dem Frühstück mit anderen Mitgliedern der Cat's Pyjamas Theatre Company dabei, in einer unbeheizten Kulissen-Werkstatt das Bühnenbild eines Low-Budget-Agitproptheaters zu streichen. (Es bestand aus einem Stapel gesplitterter Transportkisten, die teilweise unter dem Gewicht einer dünnen Farbschicht zerfielen.) Unser Regisseur war vor Stunden verschwunden, um Nachschub zu beschaffen, und wir hatten das Radio aufgedreht und getanzt und waren zu sehr in einen Streit über den laufenden Song vertieft, um seine Rückkehr zu bemerken. Er hatte seinen neuen WG-Partner mitgebracht, einen Mann, so groß und blond und gut aussehend, dass *Fieser Herzensbrecher* auf seiner Stirn hätte stehen sollen.

»Das ist Paddy. Er hat sich bereit erklärt, eine Bühne für uns zu bauen.«

»Ich liebe dich!«, war der zweite Satz, den ich an meinen Zukünftigen richtete. Ich erinnere mich noch, wie er mich ansah und eine Gänsehaut in La-Ola-Wellen über mich hinwegzog. *So* scharf war er.

Damals glaubte ich zu wissen, mit wem ich es zu tun hatte. Genauso wie die meisten zwanzigjährigen Single-Frauen um mich herum war ich spezialisiert auf finster dreinblickende Kerle. Den Liebeskummer, den sie verursachten, und die damit verbundene verlaufene Wimperntusche trugen wir mit dem gleichen Stolz zur Schau wie Stiefel von Red or Dead, Tops mit Flattersaum, CK One und eine Ausgabe von *Prozac Nation*. Wir kannten den Ablauf: eine elektrisierende Begegnung, gefolgt von einem ersten heißen Date, bei dem man sich verliebt. Danach eine Woche lang Wachehalten am Telefon und Freundinnen erzählen, dass er vielleicht die große Liebe ist. Ein noch heißeres zweites Date, zwei Wochen lang Wachehalten am Telefon und Gleichmut heucheln, während man insgeheim Selbstmordgedanken hegt. Ein *sehr* heißes drittes Date,

seine Zahnbürste ausleihen, gleich darauf das vierte, Gefühle kaum zu zügeln, intensive Hitzeentwicklung, jede Menge Sex, ein Treffen mit den Freunden, es läuft gut, ein Wochenendausflug, es gibt kein Halten mehr, Sex bis zur Blasenentzündung. Autsch. Die meisten verabschiedeten sich an diesem Punkt, ein paar hielten länger durch: Es folgt Sex der gehobenen Klasse, weitere Treffen mit den Freunden, ein zweiter Wochenendausflug. Man sieht sich in die Augen und steht kurz davor, es auszusprechen, man befindet sich im freien Fall, in einem Taumel der Gefühle. Die Bruchlandung steht unausweichlich bevor. Entweder ist es die Angst vor einer Schwangerschaft oder das Treffen mit den Eltern. Oder die Hochzeiten, auf die man »mit Begleitung« eingeladen wird. Und schon geht es dahin. Die Anrufe werden seltener. Er hat so viel zu tun bei der Arbeit, erklärt er. Dann hören die Anrufe auf. Wachehalten am Telefon, obwohl man es *weiß*. Man schreit das Telefon an. Man hinterlässt heiter unbekümmerte Nachrichten auf seinem Anrufbeantworter, voll unausgesprochenem Schmerz. Doch schließlich kommt es: *Es liegt nicht an dir, es liegt an mir; du bist zu gut für mich; ich bin noch nicht so weit; ich habe jemanden kennengelernt.* Die Tränen fließen. Man ist am Boden zerstört.

Um nicht den falschen Eindruck zu erwecken: Auch ich habe das eine oder andere Herz gebrochen. Aber am heftigsten habe ich mich immer in die schlimmen Jungs verliebt.

Heute geht Ghosten digital und dauert nicht länger als ein Klick auf ein X auf einem Display. Damals erlebten wir den Exorzismus in Echtzeit als langsamen, schmerzhaften Prozess. Sie waren Teufel, die schönen Fieslinge der Neunziger.

Doch wie sich herausstellte, war Paddy Hollander keiner von ihnen. Er mochte aussehen wie einer dieser verwegenen Prachtkerle mit miesem Charakter, doch er war immer charmant und freundlich. Dieser superscharfe Schreiner, der die angesagtesten

Anrichten in Shad Thames baute, zimmerte als Gefälligkeit für seinen WG-Partner eine Bühne zusammen, die selbst dem Nationaltheater zur Zierde gereicht hätte. Als er mitbekam, dass ich nichts zu essen hatte, ging dieser Halbgott in Levi's 501 zum Supermarkt und kaufte mir drei Einkaufstaschen voller Lebensmittel *und* einen anständigen Wein dazu. Er war entspannt, er war großzügig, er war witzig. Sein Shropshire-Dialekt war hinreißend, seine Wortkargheit cool. Sein eindringlicher Blick sprach Bände. Noch nie war ich einem Mann wie ihm begegnet, nicht nur, weil er aus einem völlig anderen Umfeld kam, sondern auch, weil er ganz andere Werte hatte. Er spielte keine Spielchen. Außerdem war er himmlisch im Bett.

Paddy rief immer an, wenn er es versprochen hatte. Als ich eine Blasenentzündung bekam, brachte er mir Cranberrysaft. Er ging *gern* auf Hochzeiten. Nicht einmal meine Eltern konnten ihn vergraulen. Als ich diesmal den Boden unter den Füßen verlor, landete ich in seinen Armen, sicher und geborgen. Und für ihn war es nicht minder ein Wagnis, sich als praktisch veranlagter Handwerker aus Shropshire in eine überdrehte Schauspielerin zu verlieben. Unsere Beziehung war ein Balanceakt.

Es ist nun über zwei Jahrzehnte her, dass ich mich mit farbverschmiertem Gesicht nach dem Mann umdrehte, mit dem ich all die kommenden Jahre verbringen sollte. Ich habe nie wieder »Ich hasse dich« zu Paddy gesagt, ganz gleich, wie oft er mich in Musikfragen schlägt, meinen Tränen den Rücken kehrt oder mich von seinen inneren Kämpfen ausschließt.

Aber ich sage nicht mehr so oft »Ich liebe dich«.

Und ich fühle mich nicht mehr so geliebt.

Verdammt, es ist Viertel vor neun, ich komme viel zu spät zur Arbeit. Draußen steht unsere neue Nachbarin – Mitte zwanzig, Extensions,

Typ Trophy-Wife – in der gemeinsamen Einfahrt, das Baby auf der Hüfte. »Hallooo! Laith kommt mit dem Jaguar nicht raus, wenn Sie Ihr Auto hier stehen lassen.«

Die hohen viktorianischen Stadthäuser, in denen wir wohnen, sind nicht designt für moderne Autobesitzer. Unsere Nachbarn haben drei (Firmenwagen, SUV und Cabriolet, alle in Alpinweiß), wir zwei (zweckmäßige Rostlaube und Familienkutsche), aber sie parken ihre mit Präzision, während ich die Ordnung immer wieder mit meinen hektischen Ankünften durcheinanderbringe.

»Das war nur für einen Moment, weil wir den anderen Wagen rausholen mussten und ich …«

»Das wird langsam zum Problem, Ms Finch« Ihr tödlicher Blick durchbohrt mich. Der tödliche Blick ihres Babys ebenfalls.

»Ja, verstehe. Aber ich muss los, also …«

»Man hat uns gesagt, Sie wären rücksichtsvolle Nachbarn.«

»Das sind wir! Und es tut mir leid, aber manche von uns müssen zur Arbeit und …«

»Ich bin auch berufstätig! Ich bin in Elternzeit.«

»Und er ist *entzückend*.«

»*Sie*.«

Mist!

»Geschlechtsneutrale Babymoden. *So* angesagt. Sehr cool.« Das verblüfft sie kurz, und ich kann entkommen.

Ich muss rasen wie eine Irre, um rechtzeitig zur Arbeit zu kommen, und so drängle ich mich an anderen Verkehrsteilnehmern auf der A46 vorbei. »Sorry, sorry, sorry!«

Irgendeiner nimmt es immer persönlich. Heute ist es ein Laster, den ich an einer Ampel schneide. Der Fahrer drückt lange auf die Hupe und verfolgt mich über zwei Meilen.

Ich wechsle wiederholt die Spur, um ihn abzuschütteln, aber er lässt nicht locker. Es könnte eine Verfolgungsjagd aus einem Ac-

tionfilm sein, hätte er keine mintgrünen Klohäuschen geladen, die bei jeder Bremsung wackeln.

Jetzt schiebt sich der Laster an mir vorbei, und der Fahrer schreit mich an. Die Führerkabine ist so hoch, dass ich nur seinen tätowierten Arm sehe – ein Barcode, römische Ziffern, der Aston-Villa-Football-Klub-Löwe – und einen fetten Goldring.

Ich lasse ungeschickt die Scheibe runter und rufe: »Tut mir leid« zum Fenster hinaus, während der Sprecher im Radio gut gelaunt verkündet, dass ich mich einem Stau von mittlerweile drei Meilen Länge nähere.

»Fahr doch deine Karre zu Schrott und verrecke, blöde alte Schlampe!«

»Tut mir leid!«, wiederhole ich automatisch, bevor ich begreife, was er gesagt hat.

Ich zeige ihm den Stinkefinger, aber ich beleidige damit nur eine Reihe mintgrüner Klohäuschen.

Er fährt bei der nächsten Ausfahrt raus, und ich versuche, die Begegnung hinter mir zu lassen. Eine Todesdrohung lässt sich schwer verwinden vor der ersten Tasse Kaffee. Mit »alt« könnte es noch länger dauern.

Ich bin bestimmter geworden mit den Jahren – in letzter Zeit regelrecht forsch –, obwohl ich mich noch immer bemühe, schlechtes Karma auszugleichen. Wenn ich Mist baue, entschuldige ich mich eilig dafür. (Außer vielleicht in meiner Ehe.)

Es erschreckt mich, wie unversöhnlich unsere Gesellschaft geworden ist, insbesondere die Männer. Aber vielleicht bemerke ich auch erst jetzt, wie viel man mir früher durchgehen ließ. Und das liegt nicht daran, dass wir im digitalen Zeitalter der Trolle und Memes leben, nein, es war nie anders. Einer jungen Frau wird einfach viel mehr verziehen als einer alten. Über fünfzig haben Ent-

schuldigungen nicht mehr dieselbe Wirkung. Vielleicht wiederhole ich meine deshalb so oft.

Entschuldigung. Sorry. Tut mir leid. ENTSCHULDIGUNG!

Eine amerikanische Freundin hat mir mal gesagt, die Briten würden sich auf die gleiche Weise entschuldigen, wie die Amerikaner immer »bitte schön« sagen. »Sorry« ist ein Empfindungswort, keine Aussage.

Aber heute tut es mir wirklich leid. Es tut mir leid, dass ich mich nicht mit Paddy versöhnt und die Kinder angeschnauzt habe, dass ich rücksichtslos im Verkehr war und dass ich jetzt so schlechte Arbeit abliefere. Ich habe zehn Hörbücher in ruhigem festem Ton vorgetragen, aber heute hechle und hasple ich wie ein Beatboxer.

»Entschuldigung!« Scheiße, Scheiße, Scheiße (das weitaus häufigere Empfindungswort, unausgesprochen in meinem Fall). Immer wieder verpatze ich den gleichen kurzen Absatz. Wir überziehen den heutigen Abgabetermin. Weil so wenig Zeit ist, habe ich das Mittagessen ausgelassen und durchgearbeitet. Mir dreht sich der Kopf, und mein Mund ist trocken, außerdem ist mir heiß und unwohl, weil ich die Beine übereinanderschlage und mich zusammenreiße, um nicht schon wieder aufs stille Örtchen zwei Stockwerke über uns zu rennen, wegen des ganzen Kaffees, den ich getrunken habe.

Jetzt leuchtet mein Handy auf. Es ist auf stumm gestellt, aber der Name von Edwards Schule erscheint auf dem Display.

»Einen Moment. Da muss ich rangehen.«

Ich trete auf den Gang. Es ist die Nachmittagsbetreuung. Edward hat sich schon wieder geweigert, in dieses Taxi nach Hause zu steigen.

Ist denn schon Abholzeit? Zum Glück steht Paddy parat.

Der arme Edward steigert sich so irrational in irgendwelche

Ängste hinein. Wir können nicht nachvollziehen, was so schrecklich an dem Taxi sein soll. Im Moment bedeutet es den Weltuntergang für ihn.

»Kann ihn jemand abholen kommen?«, fragt die Leitung müde. »Ich weiß, dass wir Mr Hollander anrufen sollen, aber wir konnten ihn nicht erreichen.«

»Aber selbstverständlich. Wir sind in einer Stunde da. Tut mir leid!«

»Danke, Mrs Hollander.«

Ich versuche es bei Paddy, aber auch bei mir geht er nicht dran. Außer ihm gibt es niemanden, den ich fragen könnte. Meine ältlichen Eltern würde es überfordern, zu Edwards Schule zu fahren und in seinem derzeitigen Zustand mit ihm zurechtzukommen, und mein Bruder, der bei ihnen wohnt, tut sich schwer im Umgang mit seinem Neffen. So wie die meisten.

Am besten fühlt sich Ed von unserem ältesten Sohn Joe verstanden, und ich fürchte, es ist kein Zufall, dass sich Eds Ängste so verschlimmert haben, seit sein großer Bruder im letzten Herbst ausgezogen ist, um an der Uni zu studieren.

»Ich muss los«, erkläre ich meinem Chef, einem Hipster mit Man Bun, zwanzig Jahre jünger als ich, der normalerweise vollstes Verständnis für familiäre Verpflichtungen hat. Ich schätze ihn sehr und sehe, wie ungern er Härte zeigt, so wie er es jetzt tun muss.

»Eliza.« Ruhig und mit entschuldigendem Hundeblick erklärt er mir, dass ich nicht mehr engagiert werde, wenn wir diese Arbeit heute nicht zu Ende bringen. Schließlich ist es nicht das erste Familiendrama, das mich zu einem überstürzten Aufbruch zwingt.

Die Familie steht für mich an erster Stelle, ganz vorn Edward. Aber ich muss sie auch ernähren und kleiden.

»Noch eine Minute und ich regle das«, verspreche ich.

Ich rufe Paddy an, zwei, drei, vier Mal. Wutentbrannt schreibe ich

eine Nachricht. Er sollte in seiner Werkstatt sein. Sein Handy *ist* sein Betrieb. Wo steckt er bloß? Wenn er wieder auf diesem Kanalboot ist, bringe ich ihn um.

Dem Nervenzusammenbruch nahe kehre ich in den kleinen Raum mit dem Bildschirm zurück und bringe die Arbeit in einer halben Stunde zum Abschluss. Mir ist kochend heiß und viel zu schwummrig vor Erleichterung und Hunger, um das Gefühl zu spüren, etwas geleistet zu haben, insbesondere als ich mich mit schweißnasser Hand mit meinem Hipsterboss abklatschen muss und er sagt: »Du hast einfach nur ein bisschen Druck gebraucht. Das merke ich mir fürs nächste Mal.«

Wenigstens klingt das so, als würde es ein nächstes Mal geben. Ich brauche diese Arbeit.

Jetzt rase ich wie eine Henkerin ins tiefste industrielle Coventry.

Ich nutze die Fahrt für ein Gespräch mit meiner ältesten besten Freundin Lou über Bluetooth. Sie hat eine schwere Zeit hinter sich, und wir reden fast täglich.

»Heitre mich auf«, bittet sie mich. »Er hat am Wochenende die Kinder, und *sie* wird bei ihm sein.«

Ich will ihr meine Verfolgungsjagd mit dem Toilettenlaster schildern, aber sie regt sich nur stellvertretend für mich auf, also erzähle ich stattdessen von dem großen Familienausflug ins Theater mit anschließendem Restaurantbesuch, der heute Abend stattfinden soll. Lou stylt sich noch immer für ihre Klubnächte in Brighton und tanzt bis in die Morgenstunden. Sie zieht mich gern damit auf, dass ich mich in einen »Grauschopf« verwandle, unsere herzlose Bezeichnung für ältere Theaterbesucher, die wir im gemeinsamen Schauspielstudium geprägt haben. Sie sollte meinen Haaransatz sehen.

Als mir auffällt, dass ich auf die falsche Spur geraten bin und kurz davorstehe, die Autobahn eine Ausfahrt zu früh zu verlassen, fahre

ich über die Pfeilmarkierungen hinweg in eine enge Lücke auf der Nebenspur. Ein wütendes Hupen ertönt.

»Mist, ich habe schon wieder jemanden verärgert«, sage ich zu Lou, als mir ein schnieker Sportwagen mit getönten Scheiben auf die Pelle rückt und aufblendet. Ich hebe entschuldigend die Hand.

»Lass dich nicht einschüchtern!«

»Es war aber meine Schuld.«

Ich versuche, meinen Hintermann abzuschütteln, aber er klebt an meiner Stoßstange und wechselt synchron mit mir die Spuren. Als ich mich zwischen zwei große Gelenklaster quetsche, quetscht er sich hinter mich.

»Häng ihn über den Standstreifen ab!«, drängt Lou, die zu viele *Fast-and-Furious*-Filme schaut.

»Ich fahre eine alte französische Familienkutsche, und er hat mehr Pferde unter der Haube seiner Penisverlängerung, als beim Royal Ascot laufen.« Dennoch werfe ich für alle Fälle einen prüfenden Blick auf den Seitenstreifen – und dort bewegt sich etwas. »Großer Gott, das ist ein Hund!«

»Ein Hund ist im anderen Auto?« Lou staunt.

Ich ziehe auf den Seitenstreifen rüber und komme hundert Meter hinter dem armen Geschöpf, das ich auf dem Asphalt entdeckt habe, zum Stehen. Der Sportwagen fährt mit bedrohlich heulendem Motor ein Stück vor mir auf den Seitenstreifen, aber das ist mir egal. Ich klettre bereits über die Handbremse, um auf der Beifahrerseite auszusteigen und mit klopfendem Herzen zurückzurennen.

Wie sich herausstellt, ist es ein Lamm, kein Hund. Es ist fast ausgewachsen und blökt verängstigt, während turmhohe Ungetüme an ihm vorbeidonnern. Aber diese Schrecken sind nichts im Vergleich zu dem furchteinflößenden Anblick einer wohlmeinenden Frau mittleren Alters, die auf es zuläuft. Das Tier flüchtet auf eine grasbewachsene Böschung und rennt an einem solide aussehenden

Zaun auf und ab, hinter dem fünfzig Doppelgänger mit herzlosem Desinteresse grasen. Das Tier muss irgendwie ausgebrochen sein, aber ich sehe nicht wo, als ich die Böschung hinter ihm erklimme.

Ich bin kein allzu großer Fan von Schafen, aber ich fühle mich verpflichtet, es einzufangen und zurück auf seine Weide zu hieven. Der Zaun ist anderthalb Meter hoch und besteht aus Pfosten und Querstangen mit angetackertem Maschendraht. Davor wächst eine Hecke aus Dornengestrüpp, die zweifelsohne Ausbrüche verhindern oder eben auch den Zugang versperren soll. Hinter der Hecke schießt das Lamm hin und her, während ich mich an dem verdammten Ding verhake und aufkratze, über Wurzeln stolpere und Teile meiner Kleidung einbüße.

Ich trete einen Schritt zurück, um mich zu sammeln.

Der Fahrer des Sportwagens ist ausgestiegen. Er ist der Typ Mann, der in den Medien gern als »Silberfuchs« bezeichnet wird: dunkler Teint, grauer Bart und teurer Anzug. Er lehnt mit verschränkten Armen am Wagen und beobachtet mich. Ich winke ihm zu, damit er kommt und mir hilft. Er winkt zurück. Oder ist es eine obszöne Geste? Ich sehe seine weißen Zähne aufblitzen. Er lacht über mich. Mistkerl.

Das Lamm schießt erneut an mir vorbei. Ich überrasche mich selbst, indem ich reflexhaft zupacke und es irgendwie in die Luft wuchte.

Es ist unglaublich schwer. Und es zappelt. Ich presse es an meine Brust und drehe mich um. Mit einem Fuß gerät es in mein Top und tritt gegen mein Brustbein. Gleich werde ich den Halt verlieren und mit dem Tier zusammen auf die Autobahn taumeln. Da habe ich schlaflose Morgenstunden damit vergeudet, mich vor unerkanntem Krebs, Demenz oder einer degenerativen Erkrankung zu fürchten, dabei sterbe ich hier bei dieser Aktion. Meine Kinder müssen mutterlos und mit der Schande leben. Der Vorfall wird in Reality-TV-

Sendungen mit Verkehrspolizisten unter dem Titel *Die dümmsten Verkehrsunfälle* nachgestellt werden. Die Prophezeiungen des Lastwagenfahrers werden sich erfüllen.

Das Lamm befreit sich mit einem eindrucksvollen Satz aus meinen Armen und katapultiert sich über den Zaun zurück zu seinen Artgenossen. Atemlos sinke ich gegen das Gestrüpp.

Als ich mich ein wenig erholt habe und zum Wagen zurückkehre, Dornen aus meinen Armen pulend, merke ich zu meiner Erleichterung, dass der Sportwagen verschwunden ist. Unter meinem Scheibenwischer klemmt ein Zettel.

Sie fahren scheiße, crazy Lady, aber das war grandios. Bravo!

Ich zerknülle den Zettel. Mieser chauvinistischer Raser. Er hätte mir verdammt noch mal helfen können. Doch insgeheim muss ich mir eingestehen, dass crazy Lady besser klingt als blöde alte Schlampe.

Und ich bin stolz auf meine Rettungsaktion. Es ist ein gutes Gefühl.

Zurück im Auto ist auch Lou über die Freisprechanlage erfreut über den glücklichen Ausgang, obwohl sie bedauert, dass er seine Nummer nicht dazugeschrieben hat.

»Warum sollte ich sie wollen?«, schnaube ich.

»Um sie *mir* zu geben. Ich könnte einen reichen Liebhaber mit italienischem Zweisitzer gebrauchen.«

»Nicht mit einem solchen Charakter.«

Sie bedauert, dass es kein Hund war. »Du hättest ihn behalten können.«

»Ich bin noch nicht bereit für einen neuen Hund«, murmle ich.

»Und ich noch nicht für einen neuen Mann«, sagt Lou traurig.

»Ich schon«, will ich scherzen, doch ich verkneife es mir.

Lou gehört zu den wenigen Freundinnen, denen ich dunkle Geheimnisse anvertrauen kann, garniert mit schwarzem Humor. Als

wir uns noch gegenseitig unser Leid über unsere Ehepartner klagten, hätte ich ihr von unserem Krach um den Hund erzählt, selbst die beschämenden Teile. Aber letztes Jahr hat sich Lou von ihrem Mann getrennt, als sie ihn mit ihrer Babysitterin ertappte, und das hat alles übertrumpft.

Wir beenden unser Gespräch, als ich in die baumbeschattete Einfahrt von Edwards Schule biege. Mein Sohn hat die Wartezeit in der Bibliothek verbracht und PowerPoint-Präsentationen zu Marvel-Charakteren erstellt. Er ist bester Laune, höflich, wach und redselig, als wir uns auf den Heimweg machen. Er erzählt, was für einen schönen Tag er hatte und wie viele Schwermetalle es im Periodensystem gibt. Erst als ich behutsam auf das Problem mit dem Taxi zu sprechen komme, fängt er an, den Kopf gegen das Seitenfenster zu stoßen. Ich lasse das Thema fallen und stelle ihm stattdessen ein paar Fachfragen zu *Doctor Who*. Bald ist er wieder glücklich, und ich bin es auch, denn trotz all seiner Ängste und Schwierigkeiten ist ein glücklicher Edward die beste Gesellschaft, die man sich wünschen kann. Er behält sogar die Kopfhörer unten und lässt zu, dass ich das Radio anstelle – eine Seltenheit –, und wir singen mit zu »Walking on Sunshine« und »Old Town Road«.

Zurück auf der Autobahn ruft Summer an, und Edward jubelt, als er ihre sanfte, wohlklingende Stimme über die Freisprechanlage hört. Sie hat ihre Monatskarte in der Schule verloren, erklärt sie, und der pingelige Busfahrer hat sie nicht mitfahren lassen, obwohl er sie kennt.

»Holst du mich bei Waitrose ab?« Waitrose ist der Supermarkt gegenüber ihrer Schule. »Ich habe eine Idee für ein gucci Rezept für heute Abend.« (»Gucci« heißt »schick« in Summers Sprache.)

»Du bist heute Babysitter«, erinnere ich sie und schiele verzweifelt auf die Uhr am Armaturenbrett. Der Verkehr steht, jeder Umweg kostet Zeit, und wir müssen herausfinden, ob bei Paddy alles in

Ordnung ist. Außerdem brauche ich dringend ein Bad, bevor wir ins Theater gehen. Es hängt eindeutig ein Hauch von Schaf in diesem Auto …

»Ich kann bei Grandma und Grandpa kochen«, sagt Summer. Sie passt auf ihre Cousinen und ihren Bruder auf, während der Rest von uns ausgeht.

Ich will nicht streiten, obwohl ich weiß, dass sie mich nur dazu bringen möchte, Geld auszugeben, denn Summer – die hervorragend kocht – klingt ungewöhnlich positiv und eines Tages wird ihre Teenageranimosität gegen mich ein Ende finden. Warum nicht heute?

»Ich bin in zwanzig Minuten da.« Als wir auflegen, schaltet sich das Radio wieder an. James Blunt singt »You are Beautiful«, eine Ballade, die alle liebten, bis irgendwer darauf hinwies, dass James Blunt ein reicher Schnösel ist und deswegen die alleinige Verantwortung für die soziale Ungerechtigkeit, die Hetz-Fuchsjagd und die Spießermode von Joules trägt.

Trotzdem ist es ein schöner Song. Ich möchte so gern glauben, was er singt. Ich denke an den bärtigen Geschäftsmann, der an seinem Sportwagen lehnte. *Das war grandios. Bravo!*

»*Du* bist schön, Mum.« Edward sieht mich an, dann fügt er hinzu: »Obwohl du schon zu alt bist, um einen Partner zu finden.«

Für einen kurzen Moment fühlt sich die fünfzigjährige Eliza Finch, dreifache Mutter mit grauem Haaransatz und einer verfahrenen Ehe, schön. Der sonnige Nachmittag ist schön. Die Welt ist schön. Man hat nur ein schönes Leben.

Hinter mir hupt jemand, und ich merke, dass der Verkehr wieder rollt und vor mir eine Lücke klafft. Ich gehe von der Bremse. Ich möchte andere an dieser Liebe zum Leben teilhaben lassen, an der Schönheit dieses Tages. Ich wende mich dem Auto zu, das an mir vorbeizieht.

Eine streng gekleidete blonde Geschäftsfrau in einem BMW zeigt mir den Mittelfinger und formt das Wort »Schlampe« mit den Lippen.

»Cockney Rhyming Slang«, sage ich schnell zu Edward und schalte das Radio aus.

Mit vier oder fünf bekam ich mit, wie ein Freund meines Vaters Premierminister Edward Heath als Arschgeige bezeichnete. An den versteinerten Mienen meiner Eltern konnte ich ablesen, dass es ein böses, böses Wort war. Ich verwahrte es sorgsam in meinem Gedächtnis und holte es nur zu sehr speziellen Anlässen hervor, meistens, wenn sich die von meiner Schwester geerbten Puppen schlecht benahmen. In der Abgeschiedenheit meines Zimmers nannte Pippa Sidney eine Arschgeige im Streit um kleine Puppenschuhe.

Ein paar Jahre später entführte mein kleiner Bruder in einem Überfall von Action-Man-Fallschirmjägern meine gesamte Puppensammlung, darunter eine brandneue Bionic Woman inklusive ihrer Handtasche für Spezialeinsätze. Ich war verzweifelt. Jaime Sommers war mein großes Vorbild, meine Vertraute, mein zukünftiges Ich. Ich liebte sie.

Die Verhandlungen mit meinem Bruder waren lang und hart, und eine nach der anderen wurden die Geiseln freigegeben. Nur Jaime nicht. Er erklärte mir, sie wäre mithilfe ihrer Superkräfte geflohen, und er wüsste nicht, wo sie war.

Ich wandte mich an die höchste Autorität.

»Miles hat Jaime Sommers gestohlen«, erklärte ich meinen Eltern. »Er ist eine Arschgeige!«

Es dauerte noch Jahre bis zur Entdeckung ihres irreparabel zerstörten Sieben-Millionen-Dollar-Körpers in seiner Unterbettschublade. Er hatte ihr versehentlich die Beine abgetrennt und den Beweis verschwinden lassen.

Es schmerzt bis heute. Doch am meisten schmerzt, dass ich viel härter für dieses eine Wort bestraft wurde als er für das Entwenden meiner Puppe. Auch zweiundvierzig Jahre später hat man mir noch nicht ganz verziehen. In meiner Familie sagt man so etwas einfach nicht.

Die *Möbelschreinerei Paddy Hollander* hat ihren Sitz in einer umfunktionierten Fachwerkscheune, die dem Mannschaftskapitän seines Kricketteams gehört. Paddy zahlt nur eine symbolische Miete dafür, was vielleicht erklärt, warum er seinen Arbeitstag mit einer gewissen Lockerheit angeht, ganz anders als das Kricketspiel.

Als wir kommen, feilt er an einer Schwalbenschwanzverbindung zu lautem Achtzigerjahre-Rock auf dem betagten CD-Spieler. »Don't You Forget About Me«, singen die Simple Minds.

Unsere Ankunft überrascht ihn. Wie sich herausstellt, hat er sein Handy im Auto liegen gelassen, nachdem er sich einen Mittagsimbiss gekauft hat.

»Die Schule konnte dich nicht erreichen, genauso wenig wie ich. Wir haben uns Sorgen gemacht.« Ich versuche, nicht allzu verärgert zu klingen, als ich die zerlesene Zeitung von heute auf der Werkbank bemerke. Dann schäme ich mich für meine Suche nach Belegen dafür, dass er nicht so hart gearbeitet hat wie ich. Es ist kein Wettkampf.

»Wir haben deine Lieblings-Toffee-Bonbons gekauft!« Summer geht auf ihn zu und schwingt eine Jutetasche von Waitrose. »Mum war dagegen, aber ich habe sie überredet.«

Unsere Tochter ist noch nicht bereit, ihre Abneigung gegen mich aufzugeben. Summer liebt es, Paddy zu verwöhnen, und mich plagt das Gewissen wegen des Krachs um den Hund, deshalb füge ich mich der Bestechung.

Paddys Blick wandert von der alten Jutetasche in Summers Hän-

den zu der alten Schachtel, die er geheiratet hat. Er versucht, in meinem Gesicht zu lesen, und ich bemühe mich, eine Flut von Gefühlen zu verbergen. Jim Kerr singt »Rain keeps falling«, und plötzlich kommt die Wut über den Streit wieder hoch. Ich bin sauer auf Arty, weil sie gestorben ist, auf Paddy, weil er mich nicht versteht, und auf mich selbst, weil ich so schreckliche Sachen gesagt habe, obwohl ich doch nur hören wollte, dass wir uns Zeit lassen können, dass es vorübergehen wird. Und ich wollte ihn umarmen, denn ich bin vielleicht überempfindlich und leicht eingeschnappt, aber meine Umarmungen sind top.

Ich wende mich ab, aus Angst, dass mir die Tränen kommen.

»Wann sollen wir heute bei deinen Eltern sein?«, fragt Paddy.

»Du hast noch *ewig* Zeit«, antwortet Summer, setzt sich auf einen Stuhl mit kunstvoll verzierter Rückenlehne und nimmt ein Selfie auf. Sie fordert Edward auf, den Kopfhörer abzunehmen und sich auf einen zweiten kunstvoll verzierten Stuhl neben sie zu setzen, um als Königspaar zu posieren. Ich möchte sie möglichst schnell nach Hause bekommen, weil ich noch immer auf ein entspannendes Bad hoffe, aber erst muss ich mich mit Paddy versöhnen.

An seiner Pinnwand hängen Dutzende Porträtaufnahmen von mir in unterschiedlichen Rollen, manche so alt, dass sich die Ecken einrollen, die vielen Gesichter der Eliza Finch. Daneben hängen ein paar ebenso veraltete Schulfotos von unseren drei Kindern und Unmengen von Bildern von dem Kanalboot seines Vaters. Paddy vergöttert dieses Boot. In diesem Mosaik des Alterns behält es sein leuchtendes Rot. Sein strahlendes Antlitz bleibt immer gleich. Vielleicht liebt er es deshalb so sehr.

»Wie findest du die Stühle?«, fragt er mich.

»Sehr hübsch. Sind sie ein Auftrag?«

Er schüttelt den Kopf. »Nicht zu sehr Oberon und Titania?«

»Ein bisschen vielleicht.«

»Ich stelle sie bei Etsy ein, wenn sie dir nicht gefallen«, sagt er zögerlich, und ich bemerke zu spät, dass er sie für unseren Hochzeitstag nächste Woche geschreinert hat. Paddy schreinert immer Möbel. Nach zweiundzwanzig Jahren haben wir Sitzgelegenheiten für ein ganzes Orchester.

»Nein, sie sind sehr schön. Ehrlich.«

Einige seiner Arbeiten sind echte Kunstwerke, aber er hat seit Wochen nichts verkauft. Er ist auf Mundpropaganda und Onlineplattformen angewiesen, und für jemanden, der so dezent auftritt wie Paddy und so wenig technikaffin ist, läuft das Geschäft eben langsam.

»Tritt heran, mein Volk.« Ed spricht zu seinem neuen Hof, ohne eine Miene zu verziehen. »Mein Taxifahrer meint, wir würden nicht verstehen, was er am Handy sagt, wenn er auf Urdu spricht, aber Louis hat eine Übersetzungs-App. Er nennt uns die reichen weißen Spastis. Kann ich ein Toffee haben?«

Das ist es also. Deshalb will er nicht ins Taxi. Ich würde jede alte Schlampe und crazy Lady auf mich nehmen, könnte ich es ungeschehen machen.

»Wir organisieren einen neuen Fahrer«, verspreche ich. »Ich werde mich bei der Gemeinde beschweren.«

»Ich hab schon Schlimmeres gehört, Mum.« Edward wickelt ein Toffee aus dem Papier, emotionslos, wie es seine Art ist, aber das heißt nicht, dass die Beleidigung nicht an ihm nagt. »Du solltest hören, als was er andere Verkehrsteilnehmer bezeichnet.«

Das kann ich mir nur allzu gut vorstellen. Auch an mir nagt es noch.

Vettel, Schabracke, Drache, Hexe, blöde Kuh, Matrone, Spinatwachtel, Schreckschraube. Wem fällt auch nur eine schmeichelhafte Bezeichnung für eine Frau über fünfzig ein? Wir sind »zänkisch«, »her-

risch«, »irrational«, »gefühlsduselig«, »unausgeglichen«, »grob«, »schwierig« und echt schlecht gelaunt deswegen, aber das ist nichts im Vergleich zu der Wut, die in uns hochkocht, wenn man jene beleidigt, die wir lieben.

Niemand kommt ungestraft davon, der meinen Sohn als Spasti bezeichnet. Edward hat mehr Verstand als wir alle. Ganz bestimmt hat er das bessere Gedächtnis. Und er würde niemals einen Menschen mit Behinderung beleidigen.

Zu Hause rufe ich als Erstes bei der Kommunalen Förderstelle an und spreche ihnen auf Band, dass ich einen Termin will.

Währenddessen wandert mein Blick durch den Flur. Nach Hause zu kommen, ohne von Arty begrüßt zu werden, hinterlässt noch immer ein Gefühl der Leere. Sie ist weg. Das fühlende Wesen, das mich am meisten geliebt hat, ist tot. Und ein Teil von mir ist mit ihr gegangen. Irgendwie fühle ich mich weniger sichtbar, in meinem eigenen Heim genauso wie draußen.

Arty hatte viel feinere Antennen für meine Stimmungen als der Rest der Familie. Sie kam zu mir gelaufen, während die anderen nur dastehen und nach mir rufen. Sie hat mich *wahrgenommen*.

Ich lege auf, stehe einen Moment lang allein in der Küche und vermisse sie einfach.

Es ist schon halb sechs und ich sehne mich nach meinem Bad, aber in Summers Zimmer erwartet uns eine Katastrophe. Ihr geliebter Stubentiger war den ganzen Tag lang eingesperrt und hat randaliert. Sie hat aufs Bett gepinkelt, einen Haarknäuel auf das Familien-iPad gekotzt, in die Mitte des Zimmers auf den Teppich gekotet und die mundgeblasenen Glasfiguren vom Regal gefegt, die Summer seit ihrem achten Lebensjahr sammelt.

»Ich konnte sie eh nicht ausstehen«, tröstet sie mich, während ich die Scherben aufkehre und meinem verlorenen Kind der Schwa-

nenprinzessinnen und Einhörner nachtrauere. Unten klingelt es an der Tür, ein ungewohntes Solo ohne das begleitende Hundegebell, das mir einen Stich versetzt.

Paddy und Edward haben sich, wenig überraschend, in Luft aufgelöst.

Ich eile hinunter, das Kehrblech in der Hand.

Es ist die neue Nachbarin, diesmal ohne Baby auf der Hüfte. »Ich komme wegen der Sache mit dem *Auto*. Wir haben uns Rechtsbeistand besorgt.«

»Es tut mir wirklich leid, aber wir sind verabredet und ich muss mich umziehen. Vielleicht könnten wir uns am Wochenende zusammensetzen und die Sache besprechen?«

»Am Wochenende sind wir in unserem Cottage.« Sie schenkt mir ein gebleachtes Lächeln. »Ich möchte Sie nur darauf vorbereiten, dass Sie Post von unserem Anwalt bekommen werden. Ein persönlicher Freund und *Experte* für solche Angelegenheiten. Ich schlage vor, Sie holen sich Unterstützung.«

»Danke. Ich esse heute mit zwei Anwälten und einem Richter, da kann ich gleich fragen.«

Sie lacht. »Als ob!«

»Googeln Sie Peter Finch.«

Ich hasse, hasse, hasse mich dafür. Mittlerweile gehe ich auf die sechzig zu, und noch immer fürchte ich mich vor fiesen Mädchen und schiebe meinen Vater vor, als wäre er ein Superheld.

»Ist es das, wonach es aussieht?« Sie blickt auf das Kehrblech, auf dem eine Kackwurst unserer Katze liegt.

So sehr es mich reizt zu fragen, wofür sie es denn hält, und es ihr unter die Nase zu halten, damit sie es genauer betrachten kann, murmle ich nur feige: »Ich bin in Eile« und schließe die Tür. Einen Hauch lauter als gewöhnlich.

Als ich mich umdrehe, steht Paddy hinter mir und hat meinen

peinlichen Auftritt mit dem Kehrblech und dem Namedropping mitbekommen. Sein Gesichtsausdruck sagt alles, der Blick hart und tadelnd. »Um was ging's denn?«

»Könnte sein, dass ich ein paar Mal auf ihrem Abschnitt der Einfahrt geparkt habe«, gestehe ich.

»Wie oft?«

»Fünf Mal vielleicht?« Eher zehn.

»Und wie bitte schön soll uns dein Vater dabei helfen?«

»Reden wir später darüber, okay?« Ich behandle ihn, als wäre er eins der Kinder, weil es mir peinlich ist. »Wir müssen uns fertig machen, und ich brauche ein Bad.«

»Ich möchte duschen.«

»Ich bin zuerst dran.«

»Okay, aber dann mach schnell.«

»In Ordnung.« Ich reiche ihm das Kehrblech und stolziere nach oben.

Es lässt sich schwerlich als Waffenstillstand bezeichnen.